

Einleitung

Wer kennt nicht das Gefühl, sich „bis ins Mark“, „in Grund und Boden“ zu schämen? Wer wollte sich in einem solchen Moment nicht schon einmal „in einem Mäuseloch verkriechen“, hatte nicht den Wunsch „die Erde möge sich auftun und einen verschlucken“? In solchen Momenten ist die Welt voller Augen, die einen anstarren. Man fühlt sich wie unter einem Vergrößerungsglas – den Blicken aller ausgesetzt. Und zwar nicht als der, der man gerne wäre, sondern als der – der man in diesen Momenten ist: Man fühlt sich allein, hässlich, ungeliebt und ohnmächtig.

Jeder Mensch kennt die vernichtende Qualität dieses Gefühls auf die eine oder andere Weise: Scham. Mythologisch, wie psychologisch reicht die Scham tief in unsere archaische Vergangenheit zurück. In der christlich-jüdischen Genesisgeschichte ist der Beginn der Menschheit an prominentester Stelle mit Scham verknüpft: Die erste Reaktion auf den Sündenfall, das Essen der Apfels vom Baum der Erkenntnis, ist Scham; sie endet mit der Vertreibung aus dem Paradies.

Keine andere Disziplin hat sich mit dem menschlichen Seelenleben so beschäftigt wie die Tiefenpsychologie, die solche existentiellen Gefühle und Dynamiken theoretisch zu fassen und praktisch zu behandeln versucht. Doch erstaunlicherweise hat die Psychoanalyse bis vor etwa zwei Jahrzehnten äußerst wenig zu diesem zutiefst menschlichen Gefühl der Scham zu sagen gehabt. Warum?

Im Jahre 1981, als Léon Wurmser sein Buch *The mask of shame* in den USA veröffentlichte, konnte er mit Recht behaupten, dass dem Problem der Scham in der psychoanalytischen Literatur seit ihren Anfängen kaum Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Das traditionelle, freudische Triebmodell ist wegen seiner stark monadischen Orientierung für die Konzeptualisierung eines Affektes, dem eine große „interaktive Komponente“ zukommt, schlecht geeignet. Scham hemmt und limitiert unsere Fähigkeit zu Lust, Freude und Sexualität. Es ist in diesem Zusammenhang verwunderlich, dass Freud sehr viel und detailliert über Schuld, aber sehr wenig über Scham geschrieben hat.

Seit den Veröffentlichungen von Wurmser und anderer namhafter Psychogen und Psychoanalytiker (Morrison, Kaufmann, Seidler, Hilgers, Broucek, Lewis) hat sich die Situation dahingehend verändert, dass eine Fülle von theoretischen Arbeiten existiert, die sich eingehend mit Scham und Schamkonflikten beschäftigen. Ich werde versuchen, einige dieser theoretischen Strömungen in den folgenden Kapiteln darzustellen und zusammenzufassen.

Obwohl auch aus psychoanalytischer Perspektive in den letzten Jahren zum Thema Scham einiges veröffentlicht wurde, betonen die Autoren bis auf wenige Ausnahmen den „inneren“, „subjektiven“ Aspekt der Scham – nicht deren „intersubjektive“ Seite. Die triebpsychologischen, objektbeziehungstheoretischen und selbstpsychologischen Theorien neigen dazu, Scham primär als einen *intrasubjektiven* Vorgang zu sehen und das Sich-vor-anderen-Schämen, d.h. das *intersubjektive* Geschehen als sekundär zu begreifen. Pointiert ausgedrückt könnte man sagen, dass Scham in den klassischen psychoanalytischen Theorien im Rahmen einer „Ein-Personen-Psychologie“ betrachtet wird, in der primär eine (monadische) Psyche des Einzelnen angenommen wird, die erst sekundär in Beziehungen zu anderen steht.

Die letzten beiden Jahrzehnte haben gezeigt, dass eine Art soziale Revolution in der Praxis und der Ausbildung psychoanalytisch geprägter Therapieverfahren in der ganzen Welt im Gange ist. Die beiden Extreme von „Freud-Bashing“ auf der einen Seite und der gehorsamen und unkritischen „Freud-Vergötterung“ auf der anderen Seite sind dabei größtenteils überholt. Psychoanalyse ist in einem Prozess der Modernisierung begriffen. Die moderne Psychoanalyse ist *pluralistisch*, es gibt eine zunehmende Vielfalt psychoanalytischer Perspektiven, Schulen und Konzepte. Der interdisziplinäre Dialog der Psychoanalyse mit anderen Disziplinen betrifft ein breites Spektrum: von Affektpsychologie, über Säuglingsforschung und Sozialphilosophie bis hin zur Neurobiologie. Eine Reihe von modernen psychoanalytischen Autoren (Mitchell, Greenberg, Aron, Stolorow) propagieren diese Öffnung der Psychoanalyse hin zu ihren Nachbardisziplinen. Gemeinsam ist diesen Ansätzen die Kritik an der Ein-Personen-Psychologie und der Triebtheorie der klassischen Psychoanalyse, vor deren Hintergrund das Selbst und sein Bezug zu sich und der Welt neu untersucht und konzeptualisiert wird.

In den letzten Jahren hat es innerhalb der psychoanalytischen Theoriebildung deshalb eine deutliche Verschiebung in Richtung „relationale“ und „intersubjektive“ Konzepte gegeben. Die „Intersubjektivitätstheorie“ (Forschergruppe um Robert Stolorow), die sich als radikale Weiterentwicklung der Psychoanalyse versteht und sich an die Selbstpsychologie anlehnt, wird als psychoanalytische Metatheorie konzipiert, deren Grundannahme besagt, dass Menschen von Natur aus in Beziehungen stehen. In diesem Sinne plädieren sie dafür, das Denken in Substanzbegriffen aufzugeben und an ihre Stelle das „Verhältnis“ zu setzen. In naher Verwandtschaft zur intersubjektiven Psychoanalyse steht die sogenannte „relationale Psychoanalyse“ (Forschergruppe um Stephen Mitchell). Sie plädieren ebenfalls dafür, das essentialistische, vom Organismusmodell inspirierte Selbstverständnis des Trieb-Struktur-Paradigmas neu zu überdenken und schlagen stattdessen ein „relationales Paradigma“, ein „Denken-in-Beziehungen“ vor. Im Rahmen dieser intersubjektiven und relationalen Denkschulen wird der

analytische und psychotherapeutische Prozess als „intersubjektives Feld“ verstanden, in dem zwei Subjektivitäten aufeinander einwirken. Mit dem wachsenden, internationalen Interesse an der Intersubjektivität ist auch eine neue Diskussion über die Rolle von Gegenübertragungsgefühlen und „Enactments“ verbunden.

Parallel zu der Entwicklung in der Psychoanalyse ist in vielen wissenschaftlichen Disziplinen ein neues Interesse an Gefühlen erwacht. Experimentelle und klinische Psychologen, Philosophen und auch Psychoanalytiker tragen zur „Renaissance des Gefühls“ bei. Der Psychologe Mechsner (2006) bemerkt:

„Nachdem die Gefühle lange Zeit gewissermaßen als unliebsame Gespenster in der Schmutzdecke des Vernunfttempels ihr Dasein fristen mussten, sind sie seither in atemberaubendem Tempo ins Zentrum der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit gerückt.“ (S. 102)

Dieses neu erwachte Interesse betrifft Emotionen nicht nur als *subjektive* Phänomene des Erlebens, sondern auch ihre Rolle als ursprüngliche Kommunikationsebene, gewissermaßen als „Sprache vor der Sprache“. Wir erleben Gefühle nicht nur innerlich, intrapsychisch, Emotionen haben auch immer eine zwischenmenschliche, „intersubjektive“ Dimension, beziehen sich auf das „Zwischen“, das Menschen miteinander verbindet. In diesem Zwischenraum, dem „Übergangsraum“ (Winnicott 1974) erhalten Emotionen eine kommunikative Bedeutung.

Mit der „Renaissance des Gefühls“ in den Wissenschaften wurden viele, aber auch ein bestimmtes Gefühl von seinem „Schattendasein“ befreit: die Scham. Das Gefühl der Scham ist in den letzten zehn bis zwanzig Jahren von Psychoanalytikern, Sozialwissenschaftlern, Philosophen, Anthropologen und Psychologen untersucht worden. In letzter Zeit sind zum Themenkomplex der Scham – und der Affekte überhaupt – eine Fülle von interessanten Arbeiten erschienen.

Dieser Entwicklung möchte ich mich anschließen und mit dieser Dissertation den Versuch unternehmen, die klassische psychoanalytische Theoriebildung über die Natur der Scham voranzutreiben. Ich beziehe mich dabei auf neue psychoanalytische Theorien und möchte der Frage nachgehen, ob nicht in deren Licht heute anders über Scham gesprochen werden müsste. Dieser Frage folgend möchte ich versuchen, die Theorie und das Konzept von Scham als Affekt, das in der klassischen Psychoanalyse verankert ist, aus der Perspektive der modernen Intersubjektivitätstheorie und -forschung neu zu entwerfen, indem ich Erkenntnisse und Ideen der Nachbardisziplinen mit klassischen und modernen Konzepten der Psychoanalyse verbinde: die Säuglingsforschung mit ihren wichtigen Experimenten und Erkenntnissen über die fundamentale Intersubjektivität des Säuglings und die akademische Psychologie und Affekt-

theorie, die maßgeblich zu unserem Verständnis der Rolle der Affekte im menschlichen Leben beigetragen hat. Außerdem werde ich einige Abstecher in die idealistische Philosophie Hegels mit seinem Konzept der Subjektivität, das Anerkennung als konstitutives Medium setzt und in die existentialistische Philosophie Sartres, der mit seiner Erörterung des „Blicks“ eine fundamentale Verbindung zwischen der Intersubjektivität und dem Schamaffekt stiftet, unternehmen. Die Fragen, mit denen ich mich in dieser Arbeit beschäftigen möchte, sind dabei mehrere: Ist der Schamaffekt primär als ein intersubjektiver, oder eher als ein intrapsychischer Affekt zu verstehen? Wie lässt sich ein Affekt begreifen und untersuchen, der meist nur in der Verhüllung, in der Maskierung erscheint? Wann taucht das Schamerleben entwicklungs geschichtlich überhaupt das erste Mal auf? Wie kommt es, dass das individuelle Schamerleben – wie kaum ein anderes Gefühl – so ansteckend im zwischenmenschlichen Kontakt wirkt? Was bedeutet es für die Psychoanalyse und die psychodynamische Psychotherapie als Behandlungstechnik, wenn dieser Affekt mehr ins Zentrum der Betrachtung rückt? Wie lassen sich die Grundpfeiler der Psychoanalyse – Neutralität, Widerstand, Übertragung und Gegenübertragung – aus der Perspektive der intersubjektiven und relationalen Psychoanalyse verstehen? Was bedeutet der „relational turn“ für die Psychoanalyse, wie lässt sich der „Paradigmenwechsel“ konzipieren? Wie ist das Verhältnis zwischen Affekten – hier speziell dem Schamaffekt – und der Konsolidierung eines Selbst? All diesen Fragen möchte ich in der vorliegenden Arbeit nachgehen.

Auf der Grundlage einer modernen intersubjektive Perspektive mussten und müssen viele psychoanalytische Begriffe neu überdacht und konzipiert werden. Das Interesse dieser Literaturarbeit knüpft an den Punkt der Diskussion an, an dem eine intersubjektive und relationale Sichtweise für die analytische und psychotherapeutische Praxis relevant wird. Noch konkreter formuliert ist es mein Anliegen, die Rolle des Schamaffektes – eines Affektes, dem in der psychotherapeutischen und analytischen Praxis eine überaus wichtige Rolle zukommt – im Rahmen dieser neuen psychoanalytischen Strömungen zu konzeptualisieren. Eine Arbeitshypothese lautet dabei, dass Scham in erster Linie als ein *intersubjektives* Geschehen konzipiert und verstanden werden muss. Das Spiel von Verbergen, Enthüllung, Sich-Zeigen ist primär ein sozialer Vorgang. Der „Blick des Anderen“ ist dabei das entscheidende Moment. Ich werde im Rahmen dieser Übersichtsarbeit versuchen, anhand der vorhandenen Literatur eine (vorläufige) Antwort auf einige der aufgeworfenen Fragen zu geben.